

15. LANDESWETTBEWERB

FÜR DIE PHILOSOPHIEOLYMPIADE 2017/18

ESSAY ZU ZITAT NR. 1

Die Digenialität des Individuums

„Heute wird jeder Klick, den wir tätigen, jeder Suchbegriff, den wir eingeben, gespeichert. Jeder Schritt im Netz wird beobachtet (...). Unser Leben bildet sich komplett im digitalen Netz ab. Unser digitaler Habitus liefert einen sehr genauen Abdruck unserer Person, unserer Seele, vielleicht genauer oder vollständiger als das Bild, das wir uns von uns selbst machen.“

Zu diesem Schluss kommt Byung-Chul Han in seinem Werk „Psychopolitik: Neoliberalismus und die neuen Machttechniken“ (erschienen 2014). Und regt damit zum Denken an. Denn wenn seine Schlussfolgerung korrekt ist, so ist Computer und Internet in wenigen Jahrzehnten auf diesem Planeten ganz nebenbei besser gelungen, womit sich der Mensch seit einigen Jahrtausenden beschäftigt: Das Erkennen der eigenen Identität. „Wer bin ich?“, fragte sich bereits Platon. Bis zur Neuzeit hat es Unmengen an Philosophen gegeben, die diese zentrale Frage mit verschiedensten Denkansätzen zu beantworten versuchten – doch mit mäßigem Erfolg. Würde nun diese Aussage Hans stimmen und der Computer hätte auf diese Frage bereits eine bessere Antwort gefunden als wir Menschen, so wäre dies nicht nur eine Niederlage für die Philosophie, sondern würde auch die Angst vor einer von Robotern beherrschten Welt weiter schüren. Und doch sollten wir diesen Sieg der Maschine über uns nicht so ohne Weiteres anerkennen. Vielmehr müssen zunächst ein paar zentrale Fragen gestellt werden. Zum Beispiel: „Wodurch definiert sich meine Person bzw. meine Seele?“. Denn ob ein paar wenige Klicks tatsächlich genügend Informationen über mich preisgeben, ist äußerst zweifelhaft. Falls nicht, so besteht unweigerlich die Gefahr, dass die Maschine zwar ein auf den ersten Blick vollständigeres Bild von mir und meinen innersten Gedanken ausspuckt, welches in einem zweiten Moment jedoch völlig fehlerhaft, ja sogar unsinnig erscheinen mag. Darum ist eine zweite Frage, ob das Netz meine Seele, meine Person tatsächlich fehlerlos bestimmen kann. Außerdem gibt jede Person unterschiedlich viel über sich preis, während die einen online dies recherchieren, was sie tun wollen, so suchen andere nach Fakten, die sie finden müssen, ohne sich im Geringsten dafür zu interessieren. Kann das Internet dazwischen unterscheiden?

Unsere digitale Welt

Um auch nur einen Versuch starten zu können, diese Fragen zu beantworten, müssen wir unweigerlich damit beginnen, die Ausdrücke „digitales Netz“ und „digitaler Habitus“ zu definieren. In der digitalisierten Welt, wird mit derartigen Begriffen regelrecht um sich geworfen; regelmäßig stoßen wir in Zeitungen auf Leserbriefe oder Artikel, die uns vor ebendieser Digitalisierung warnen, während die Autoren selbst sich doch eigentlich ebenjener bedienen, um ihre Meinung an die Redaktion zu schicken, wo wiederum auf Maschinen zurückgegriffen wird, um diese online zu veröffentlichen. Wegen der Alltäglichkeit dieses Begriffes kommt es eben, dass sich nur die wenigsten fragen, was denn dieser Bereich des „Digitalen“ umfasst. Und er umfasst unglaublich viel und es ist wahnsinnig schwer die Ausmaße seines Einflusses auf unser Leben zu begreifen. Vereinfacht, ist das digitale Netz alles, was wir im Internet machen – ob Recherchen, E-Mail, Social Media, Netflix, Die Liste könnte sich über viele weitere Zeilen erstrecken, was jedoch wenig

sinnvoll wäre, da wir eine ungefähre Idee vom digitalen Netz bereits erhalten haben: es ist überall. Und weil es in unserem Leben so unumgänglich geworden ist, ergibt es auch Sinn, in diesem Zusammenhang den Begriff „digitaler Habitus“ zu erläutern. Ist das digitale Netz überall um uns herum, so ist der digitale Habitus ein Muster, welches beschreibt, wozu und wie und wann und wo wir es nutzen. Einzig das „Warum“ kann der Computer nicht eindeutig klären – dazu müsste er unsere Gedankengänge kennen. Und das kann er nicht – oder doch? Falls nicht, so wäre Hans Aussage wohl in jedem Falle zu verwerfen, denn um die Seele, um die Person an sich zu erkennen, müssen wohl die Gründe für ihr Handeln erkannt werden, da es für eine Charakterisierung doch einen extremen Unterschied macht, ob einer aus Leidenschaft oder aus Pflichtgefühl handelt.

Ich und der Computer

Dieser letzte Gedanke bildet auch schon einen großartigen Einstieg in die erste der gestellten Fragen: Wodurch definiert sich meine Person bzw. meine Seele? Denn wie bereits angedeutet wurde, ist diese nicht so sehr ein Produkt meiner Taten, wie es so schön heißt, sondern vielmehr die Summe aus den Motivationen, die mich zum Handeln anregen. Und damit stehen die Verfechter Hans Theorie vor einem Problem: denn egal wie wir es drehen und wenden, unsere Aktivität im Netz gibt nicht den geringsten Aufschluss darüber, ob sie gezwungenermaßen oder freiwillig getätigt wurde. Allerdings kann dagegen argumentiert werden, dass wir im Normalfall unsere Interessen verfolgen – auch online. Daher bildet sich ein Muster – oder um es im Jargon der Digitalisierten Welt zu formulieren: digitaler Habitus – den der Computer ablesen und einspeichern kann. Gelangen nun neue Daten, die unsere Aktivitäten im Netz widerspiegeln in den Rechner, so wird dieser sie mit den bereits vorhandenen vergleichen und die Summe der alten und neuen Datenmengen einspeichern. Durch diesen Prozess ergibt sich schließlich ein Muster, welches angibt, mit welchen Bereichen wir uns über einen langen Zeitraum hinweg regelmäßig befasst haben und mit welchen wir uns nur kurzfristig beschäftigten. Letztere werden als sogenannte „Anomalien“ erkannt werden und vom Computer als irrelevant für eventuell zu erstellende Prognosen unseres zukünftigen Verhaltens gekennzeichnet werden. Somit wäre es dem Computer tatsächlich gelungen, unsere Interessen herauszufiltern, denn, wenn ich mich beispielsweise für Fußball begeistere, so werde ich immer wieder ein Video mit den Highlights vergangener Spiele ansehen, dies wird in meinen digitalen Habitus einfließen und die Maschine wird schlussendlich attestieren können, dass ich mich für Fußball interessiere. Allerdings sind dies nur Interessen und Hobbys. Daher stellt sich unweigerlich die Frage, ob eine zugegebenermaßen korrekte Erkennung dieser für eine so umfangreiche Charakterisierung meiner selbst durch die Maschine genügt, dass diese als besser als meine eigene Charakterisierung meiner selbst gelten kann. Wohl kaum. Und dennoch erkennt der Computer anhand des digitalen Habitus nicht bloß meine Interessen, nein, vielmehr kann er dank der Unmengen an Daten, die ich ihm durch meine Aktivität liefere, erkennen, wann ich welche Interessen verfolge. Anhand dieser Schlüsse ist es ihm dann möglich unter Einbeziehung des Inhalts meiner Aktivität und einem Vergleich dieses mit psychologischen Mustern, auf die er Zugriff hat, zu folgern, in welchem emotionalen Zustand ich mich befinde, worin meine Probleme liegen. Wenn ich etwa auf YouTube ein Video zu Bekämpfung von Angstzuständen ansehe, so wird es für den Computer nicht schwer sein, zu folgern, dass ich unter Angstzuständen leide. Andererseits, wenn ich als Fußballfan (schließlich kennt der Computer bereits meine Interessen) die kurze Version der Highlights des Champions-League-Spiels des vorangegangenen Abends ansehe, so kann er daraus schließen, dass ich zwar an Fußball interessiert bin, ich aber beschäftigt bin und mir deshalb nur wenig Zeit für meine Hobbys zugestehe. Diese Auskunft kann er im Anschluss in mein „Profil“, das er sich mittlerweile von mir erstellt hat, einfließen lassen. Wenn mir nun in der Folge auf der Startseite ein kurzes Video mit den Highlights des anderen Champions-League-Spiels des vergangenen Abends vorgeschlagen wird, so ist es beileibe kein Zufall, dass es eben wiederum kurz ist, sondern basiert auf eben diesen neu

eingeflossenen Daten und Informationen. So funktionieren im Übrigen alle Social-Media-Seiten, die auf der Startseite bestimmte Videos/Links vorschlagen, die der Nutzer besuchen könnte. Das Faszinierende dabei ist, dass, obwohl diese Links auf einen ersten Blick nicht immer unseren Interessen – beziehungsweise dem, was wir als unsere Interessen verstehen – entsprechen, falls wir ihnen dennoch folgen, bemerken, dass sie mit einem Bereich verbunden sind der uns doch interessiert. Kennt die Maschine unsere Interessen also besser als wir selbst? Nein. Der Computer ist in einem gewissen Sinne nur nicht lediglich auf den Titel beschränkt, wenn es zu den Themen eines Links kommt. Während wir Menschen nämlich zunächst anhand des Titels entscheiden, ob da Folgende unseren Interessen entspricht oder nicht, liest der Computer den gesamten Text/Skript ein und falls dieser dem Muster entspricht, welches wir ihm durch unsere Aktivität im Netz geliefert haben, so wird er es uns vorschlagen, auch wenn wir selbst keine Ahnung haben, warum und inwiefern dieser Vorschlag mit unseren Interessen übereinstimmt.

An welchem Punkt sind wir nun? Bisher haben wir diskutiert, wie weit der Computer unsere Interessen bestimmen kann, sind zum Schluss gekommen, dass ihm dies durch eine starke Filterung der eingehenden Daten äußerst gut gelingt und ob er dadurch bereits mehr über uns weiß als wir selbst. Zu diesem letzteren Punkt haben wir gesagt, dass, obwohl er manchmal schneller weiß als wir selbst, ob uns ein Video bzw. ein Artikel gefällt oder nicht, dies nicht notwendigerweise der Fall ist, da wir selbst ja unsere Interessen kennen müssen, um sie als Suchbegriffe einzugeben. Denn erst dann kann der Computer die Daten sammeln und sich ein Bild über uns machen. Wie Han richtig andeutet kennen wir uns selbst nicht auswendig; darum scheitert der Mensch auch immer wieder an der Frage „Wer bin ich“, und das schon seit vielen Jahrhunderten. Doch auch der Computer ist darauf beschränkt, jene unsere Interessen als unsere Interessen zu erkennen, die wir selbst bereits erkannt haben, da die anderen verborgen bleiben.

Der Computer und ich

Auf diesem Gedanken, der an und für sich das gewählte Zitat widerlegt, wollen wir nun versuchen, aufzubauen und somit vielleicht doch Hans Theorie begründen zu können oder sie endgültig zu widerlegen. Im vorigen Teil legte ich den Fokus auf die Suche von Begriffen, die unmöglich wäre, wenn wir die Begriffe die wir suchen wollen, die unsere Interessen ausdrücken, nicht kennen würden, weil wir unsere Interessen nicht kennen. Daher wäre es, gemäß meiner Argumentation, dem Computer unmöglich meine mir selbst verborgenen Interessen zu erkennen, da ich ihm keinerlei Hinweise dafür gebe. Doch dies entspricht nicht immer der Wahrheit. Natürlich gebe ich dem Rechner keinen konkreten Begriff, den er einfach einspeichern, einem Fachbereich zuschreiben und diesen zu meinen Interessen hinzufügen könnte. Doch kann ich ihm bei der Auswahl der Links, die ich im Endeffekt öffne, doch auch verdeckte Signale senden, die er dann nutzen kann, um mir verborgene Muster zu erkennen. Um dies zu erläutern, werde ich nun ein Beispiel anführen, welches mit Computern zwar ebenso wenig zu tun hat Sozialismus mit Kapitalismus, mir hierfür aber recht geeignet scheint. Neuerdings war ich damit beschäftigt, Artikel aus den vergangenen Ausgaben der Wochenzeitschrift FF zu lesen, um ein Lesetagebuch zu verfassen. Dabei fiel mir auf, dass ich zwei der Texte in meiner kurzen Analyse besonders lobte, da sie mich beim Lesen ansprachen. Auf einen zweiten Blick fiel mir auf, dass beide Artikel von ein und derselben Autorin waren, ein Umstand der zunächst unwichtig erscheinen kann. Kann er natürlich auch sein, was ich allerdings nicht glaube. Denn wenn mir zwei Artikel derselben Autorin unabhängig voneinander ins Auge fallen, so kann ich im Unterbewusstsein eine Vorliebe für einen bestimmten Schreibstil entwickelt haben, die mir natürlich nicht einfach so auffällt und die auch schwer zu erkennen ist. Und hier kommen nun die Maschinen ins Spiel. Denn in ihren Suchverläufen sind nicht nur die bloßen Suchbegriffe und Links gespeichert, derer ich mich bedient habe, sondern die gesamten Texte. Und dem Computer fällt es nicht schwer, diese Texte, unabhängig vom Inhalt, auf Schreibstil etc. zu vergleichen und somit ein

neues Muster zu erstellen. Und anhand dieses Musters wird es ihm möglich sein, mir ebenjene Artikel vorzuschlagen, die eben diesem Muster entsprechen. Analog dazu wird er mir eher jene Videos empfehlen, in denen der Sprecher eine Stimme hat, die jener nahekommmt, die in vielen der Videos vorgekommen ist, welche ich mir in der Vergangenheit angehört habe. Diese Art von Intelligenz erlaubt es dem Computer somit, gewisse meine Vorlieben zu erkennen, von denen ich überhaupt keine Ahnung habe.

Der Computer oder ich

Somit weiß der Computer mehr über mich als ich selbst. Ist Hans Aussage also korrekt? Jetzt könnte man ein klares „Ja“ erwarten. Doch dem ist nicht so. Denn obwohl meine Interessen und Vorlieben ungemein viel über mich aussagen, kombiniert mit den Daten zu Ausbildung, Beruf etc., die dem Computer sowieso zu Verfügung stehen, und obwohl der Computer aufgrund unseres Datenverlaufs auch Schlüsse über unseren emotionalen Zustand ziehen kann, muss dies nicht notwendigerweise heißen, dass der Computer mehr über mich weiß, als ich selbst. Natürlich werde ich nun nicht den gesamten Essay revidieren und ihn für Müll erklären und von vorne anfangen. Vielmehr stehe ich zu allem, was darinsteht, eben auch dazu, dass der Computer in gewissen Bereichen zweifellos mehr über meine Vorlieben weiß als ich. Die Frage nun aber ist folgende: Erlaubt dieser Umstand dem Computer tatsächlich eine Charakterisierung meiner selbst, vor allem eine, die von einem objektiven Standpunkt aus betrachtet, wahrheitsgetreuer als meine eigene Charakterisierung von mir ist? Die Antwort auf diese Frage ist gleichzeitig auch das Urteil über das Zitat Hans. Ist sie „Ja“, so ist auch Hans Aussage wahrheitsgetreu, ist eine solch qualitative Charakterisierung dem Computer unmöglich, so ist auch Hans Aussage zumindest zu relativieren. Nicht komplett zu verwerfen, denn dass der Computer ein recht gutes Bild von meiner Person zusammenbastelt, ist wohl unumstritten – dazu verbringen wir Menschen zu viel Zeit mit ihm. Tatsächlich können wir die Maschinen mit einem Freund vergleichen: da wir viel Zeit miteinander verbringen, kennt er mich irgendwann so gut, dass er eine ziemlich akkurate Charakterisierung von mir anfertigen kann. Ebenso der Computer. Der kritische Punkt an Hans Aussage ist eben lediglich jener, wonach des Computers Charakterisierung besser als meine eigene sein soll. Und obwohl wir im letzten Abschnitt doch ziemlich einige Beweise dafür gefunden haben, bleibt doch der Eindruck, dass eine Unmenge von zufällig zusammengewürfelten Daten, eine Unmenge von Suchbegriffen, die ich zu keinem bestimmten Zweck eingetippt haben, eine Unmenge von Links, die ich sofort wieder verlassen habe, mich charakterisieren sollen. Und doch wird der Computer genau diese Daten verwenden um eben dies zu tun. Oft wird er damit tatsächlich ein – um Hans Wortlaut zu verwenden – genaueres und vollständigeres Bild von meiner Person erschaffen, als ich es mit den meinem Bewusstsein zur Verfügung stehenden Informationen jemals malen könnte. Manchmal jedoch wird der Computer komplett versagen und aufgrund von falsch aufgefassten Informationen eine absolut abwegige Charakterisierung schaffen. Dies ist unvermeidbar, und trotzdem reicht es als alleiniger Grund nicht aus, um die von Computern erschaffene Charakterisierung der Person abzuwerten. Obwohl die Einzigartigkeit, die Genialität des Individuums weder von uns, noch von der Maschine in ihrer Gesamtheit angenommen werden kann, gelingt es durch die Digitalisierung doch recht gut, sie zumindest in den meisten Fällen relativ genau anzunähern. Und wir müssen bedenken, dass der Computer erst vor wenigen Jahrzehnten erfunden wurde, und sich in Zukunft wohl so sehr entwickeln wird, dass die gelieferten Bilder, die er von unserer Person liefert, an Perfektion grenzen werden. Weil aber allein schon der Begriff „Person“ ungemein vage ist, und unvorstellbar viele Bereiche umfasst, wird er diese wohl selbst nach vielen, vielen Jahren nicht erreicht haben.